

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Zu Spät!
Autor: Joachim, Jospeh
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575982>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

* Zu spät! *

Dorferzählung von Joseph Joachim, Kestenholz.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Eines Hochsommermorgens erschien im Dorf der Amtsweibel. Beim sogenannten Untergässbrunnen blieb er stehen, zog ein Papier aus der Brusttasche, wendete sich an eine Kraut waschende, dralle Bauendirne mit der Frage: „Sagt mal gefällig, Jungfer, der Gemeinderat Johann Stalder, wo wohnt der?“ „Dort drunter, Herr, in dem großen Bauernhaus, neben der Beckpinte.“

„Gut. Ich danke. Und der Ulrich Felder?“

Das Mädchen antwortete nach einigem Besinnen: „Den kenn' ich nicht; ich glaub' nicht, daß es hier einen solchen gibt.“

„Doch ja,“ versetzte der am Aussluß des Brunnens mit dem Reinigen eines Fäschchens beschäftigte Küfer. „Ulrich Felder, das ist ja der Gwidem-Uli, den jungen Leuten halt wenig oder gar nicht bekannt!“

„Wohnt er weitab von hier?“

„So ziemlich, ja. Doch geht Ihr, um ihn zu treffen, ringer! in die Steingrube hinauf; dort schafft der Mann Tag für Tag, jahraus und -ein. Von der Kreuzgasse etwa acht bis zehn Minuten Weges; den Weg kann Euch jedes Kind weisen.“ — — —

„Das nennen die Leute acht bis zehn Minuten!“ brummte der Weibel, als er sich endlich, in Schweiß gebadet, am Eingang des Steinbruchs befand. Doch war unter den etwa Dutzend Arbeitern der Gesuchte bald erfragt. Es war ein ältlicher Mann von untersetzter Gestalt, mit wetterhartem breitem Gesicht und kurz geckoreinem, grau meliertem Backenbart. Die aufgestülpten Hemdärmel ließen stark gebräunte, hauchte Arme erblicken.

„Euer Name ist Ulrich Felder?“

„Ja.“

„Ihr seid als Zeuge vor Gericht geladen... Ihr sollt es gesehen und gehört haben, als bei einer Steinfuhr des Statthalters Sohn und des Behnthalers Knecht einander arg gescholten und sogar mit Peitschenhieben traktiert haben!“

„Nichts habe ich gesehen und auch nichts gehört!“ lautete die knurrige Antwort des Steinbauers. „Bin ich bei der Arbeit, acht' ich mich auf weiter nichts, hm, hm!“

„Ihr weigert Euch also?“

„Weil's niemandem was einträgt, ja,“ klang es trozig, „als mir einen unruhig verfüllten Tag, den Parteien unruhe Kosten, hm, hm!“ Zugleich nahm der Mann seine Arbeit wieder auf, hämmerte mit seiner schweren Zweispitze auf den harten Steinblock ein, daß die Splitter weiterum und dem Weibel an den Kopf flogen.

„Ein wunderlicher Kauz, mit dem nichts anzufangen ist!“ brummte der Amtsdienner im Abgehen sich verdrießlich in den Bart. „Den Botenlohn will ich gleichwohl nicht einbüßen, den geb' ich dem Gerichtsschreiber ein!“

Drunter im Dorf läutet es Mittag. Die Steinbauer stellen ihre Arbeit ein. Auch unser Gwidem-Uli legt sein Werkzeug beiseite, wirft das Wams über die Schulter und schlägt langsam, schweren Schrittes einen ziemlich steilen holzprigen Karrenweg ein. Dieser führte nach wenigen Minuten zu einer muldenartigen Bergvertiefung empor. Das war das Gwidem. Dort stand sein windgeschütztes Wohnhäuschen, das einsam stehende, von den Bätern ererbte.

Um offenen Wohnstübchenfensterchen erschien das muntere Gesicht einer ebenfalls ältlichen Frauengestalt. „Ah, da bist du ja, komm' nur gleich essen, Uli!“ rief sie freundlich ihrem Mann entgegen.

Die Mahlzeit bestand aus Bohnensuppe und gehacktem Kraut nebst fingersdicsem Pfannkuchen. Doch mußte man den Appetit sehen, mit dem der Steinmeß sich das frugale Essen schmecken ließ, während seine Frau, ihm den Pfannkuchen überlassend, sich zu dem aus dem Ofenrohr entnommenen Gemüse mit einer Tasse aufgewärmten Milchkaffees begnügte.

„s ist diefer Hochsommer ein Glend mit unsren Hühnern,“ klagte die Ulin. „Fangen jetzt schon an, sich zu maufern, bloß zwei legen noch, auch das nur spärlich.“

„Hm, hm!“ begnügte sich ihr einsilbiger Mann zu versetzen. Er hat sich satt gegessen, wischt sich mit dem Handrücken den Mund, streckt sich auf die schmale Wandbank aus, und schließt

die Augen zu kurzem leisem Schlummer. Doch nach kleiner Weile schlägt die Walduhr halb eins, die Zeit, sich wieder an die Arbeit zu begeben.

Erst beim Nachteßen — Milchsuppe und Kartoffelstock — erinnerte sich Uli, daß er seiner Frau noch die Mitteilung betreffs der vom Weibel erhaltenen Zitation schuldete.

„Ich hätte nächsten Montag vor Gericht gehen sollen,“ begann er.

„Du? Vor Gericht? Wie du mich erschrecken tuft, Uli!“

„Ist da nichts zu erschrecken, hm, hm! Ich hätt' Zeugen werden sollen, da wegen dem Streithandel in der Grube. Doch ich sagte, ich wisse von nichts. Und werde auch nicht kommen, sagte ich.“

„Aber wirft du dann nicht etwa gebüßt?“

„Nein, ich denk' nicht — ich glaub' nicht — hab' nur nicht

Kummer, Maribeth!“ Nachdem er noch behaglich ein Pfeifchen Tabak — Beilchenknäster, das Pfund zu achtzig Rappen — genossen, begab er sich zur Ruhe.

Frau Maribeth durfte daran noch nicht denken. Erst mußte doch abgeräumt, gespült, ihres Mannes Arbeitschürze ausgebessert, sowie für den kommenden Morgen sein „Neunuhrsäcklein“ versiehen werden: ein Stück Schwarzbrot, und ein Schnittchen Schabziger nebst einem Gläschen Treber-Bramntwein, sein üblich „Gnams“...

Seit bald vierzig Jahren war dieser Gwidem-Uli in den nahen Steinbruch arbeiten gegangen, zur Sommers- und Winterszeit, sogenannten bei jeder Witterung. Und zählte er auch nicht zu den geschicktesten Arbeitern und demgemäß seine Löhnnung nicht zu den höchsten — für seine bescheidenen Bedürfnisse reichte dieser tägliche Verdienst nicht nur vollkommen aus, sondern es gelang den beiden Gwidemeheleuten dabei sogar, dank ihrer großen Bedürfnislosigkeit, alljährlich noch etwelche Ersparnisse zurückzulegen.

Wie die Ortswirtschaften von innen aussahen, unser Gwidem-Uli hätte das niemand verraten können, blieb er ihnen doch jahraus und -ein vollständig fern. Damit sein Paket Rauchtabak — die einzige unnötige Ausgabe, so er sich erlaubte — für einen Monat ausreichte, pflegte er getrocknete Wegwarste oder anderes entsprechendes Kraut zu häckeln und darunter zu mischen. Den Bündschwamm bereitete er sich selbst, und wie geschickt er bei jedem Bedürfnis seine „saftigen“ Stummel zu flicken verstand — es war erstaunlich zu sehen. Einmal hatte er den Entschluß gefaßt, aus Sparfamiliestrümpfen sich des Schmauchens gänzlich zu entwöhnen. Drei Tage lang enthielt er sich, allerdings mit unerhörter Anstrengung. Da sagte seine Frau Maribeth: „s ist ja der einzige Genuß, den du hastest — ich bitte dich, hol' doch die Pfeife wieder hervor und lug' nicht mehr so grämlich drein!“ Welcher Nat er denn auch allsogleich befolgte. Des Sonn- und Feiertagnachmittags stieg er in den nahen kurzweiligen Bergwald hinauf, setzte sich mit seinem unvermeidlichen Knästerpfeifchen im Mund unter eine schattige Eiche und lauschte dem Sang und Gezwitscher der Bögel oder betrachtete sich das muntere Treiben der Eichhörnchen, Häuschen und andern kleineren Tiere oder tat auch gar nichts, sondern schloß träge die Augen und gab sich, von würzigem Waldduft umgeben, einem wohligen Rickerchen hin. — Bei rauher oder naßer Witterung streckte er sich auf der warmen Ofenbank aus, bis um vier Uhr — es mußte genau vier Uhr sein — Frau Maribeth ihm das Bimis, sein täglich „Gnams“ vorsetzte, bei dessen Genuß er alsdann mit großer Bedächtigkeit zu Werke ging, mit der genauesten Fingerspitze noch die letzte verstreute Brofame aufzutunke.

Wenn etwa dann und wann in das Gwidem die Kunde heraufdrang von an Sonntagen oder Sonntagsnächten im Dorf stattgefundenen Wirtshausstreiten oder Kellereien, „Gottlob,“ pflegte Frau Maribeth zu sagen, „daß mein Uli nicht dabei war, mein Uli geht halt nie ins Wirtshaus — Gottlob, daß er so hänslich und brav ist!“

War sie doch selbst ebenfalls ein Muster von Häuslichkeit und Sparfamkeit zu nennen, die kein Nestchen Gemüse und dergleichen zu Schaden gehen ließ, vielmehr für alles wieder Verwendung

¹⁾ besser, sicherer.

wußte, zu den Kleidungsstücken die peinlichste Sorge trug, eine unermüdliche Pflegerin des Pflanzgartens, der Milchziegen und Hühner, die aufmerksamste und zärtlichste Gattin, so es nur geben konnte, die oftmals was Gutes ihrem eigenen Mund absparte, um es ihrem Mann zu erhalten, obgleich sie auf keinen weiteren Dank rechnen konnte als etwa auf ein zufriedenes „Hm, hm!“

„Ging Uli zur Kirche — was jeden Sonn- und Festtag geschah — nahm er stets Platz im schwach beleuchteten Hintergrund, unter der Empore, um nach vollendetem Gottesdienst sich als einer der ersten auf den Heimweg zu begeben. Wie hätte die jüngere Welt, ihn, den Einsiedler, näher kennen können?“

„Es war den Gwidemeheleuten gelungen, von der Gemeinde zu sehr mäßigem Preis ein an ihr Heimwesen grenzendes Stück Allmend käuflich zu erwerben. Nun konnte der bestehende kleine Baumgarten wesentlich vergrößert und für die Ziegen mehr als genügend Futter gewonnen werden und Kartoffeln für die Küche und die Hühner. Frau Maribeth kannte beinahe keine Ruhestunde mehr.“

Das Häuschen zeigte im Lauf der Zeit sehr wahrnehmbare Merkmale großer Baufälligkeit. Unser Uli aber verstand nicht nur die Zweispitze und den Krönhammer, sondern auch die Maurerfelle und die Zimmerart ziemlich geschickt zu handhaben. Die benötigten Steine erhielt er von seinem Prinzipal geschenkt, das Bauholz bezog er aus dem Gemeindewald gegen Erlegung einer sehr geringen Taxe. Ein Stück der morschen Holzwände um das andere fiel, um durch solides Mauerwerk ersetzt zu werden. Uli ging vor lauter Arbeitseifer beinahe nicht mehr zu Bett. Schließlich wurde der Wohnungsteil mit einer neuen Schindelbedachung versehen und das ehemalige ruhige und hässliche Gwidemhäuschen war beinahe nicht mehr zu erkennen.

Frau Maribeth sagte: „Du hast dich so sehr angestrengt, Uli, mit dem Bauen. Und ich hab' dir dabei nach Kräften Handlangerdienste geleistet — oder ist es nicht so? Sprich!“

Er nickte langsam und bestätigend mit dem Kopf. Seine zartere Hälfte fuhr in lebhaftem Ton fort: „Andere Leut' halten bei solchen Anlässen ein kostspielig Aufrichtfest. Warum sollten wir uns nicht auch so was dergleichen verdient haben? Drum schlag' ich vor: nächsten Sonntag ist die Kälbe¹⁾, da back' ich Kücklein²⁾ und koch' von dem Togglbergerbaum gezuckerte saure Apfelschnitz' dazu oder Zwetschgen. Und hol' uns aus dem Wirtshaus eine Maß guten Wein — wird nicht alle Welt kosten. Doch muß ich dich erst fragen: bist du damit einverstanden?“

„O ja, das war er gleich. Butterkücklein — seit mehr als dreißig Jahren hatte er keine Kücklein mehr zu kosten gekriegt.“

Während dem „Festessen“ schwatzte Frau Maribeth lebhaft dies und das, zumeist über Haushaltungssachen, was von ihrem Mann bloß mit beifälligem stummem Kopfnicken beantwortet wurde — die Kücklein beschäftigten Geist und Gaumen allzusehr. Schließlich sagte er, die Gabel beiseite legend und sich an die Wand zurücklehnd: „Maribeth, ich glaub', ich hab' zu viel gegessen, es war halt allzugut, hahaha!“ So vergnügt und aufgeräumt hatte sie ihren Uli schon lange nicht mehr gesehen, noch weniger ihn laut lachen gehört.

„Ich werde dir,“ meinte sie, „ein Gläschen altes Kirschwasser³⁾, von dem ich im Kasten noch ein Restlein aufbewahrt hab', einschenken, das zerreißt alles.“

„Ja, tu das, Maribeth, hahaha! Dafür überlaß' ich dir den Wein zum Nachundnachtrinken, dem Wein frag' ich halt blutwenig darnach.“ —

Zur Winterszeit, wenn die Ziegen galt gingen und außerdem das Obst gefehlt hatte, gab es im Gwidemhäuschen oft viele Wochen lang Magerkost: Kartoffel, bei jeder Mahlzeit Kartoffelspeise, Bohnen- und anderes Mus, Gartengemüse in verschiedenartiger Zubereitung. Milch oder gar Schweinefleisch einzukaufen, dazu konnte sich der häusliche Sinn der Frau Maribeth um so weniger entschließen, da sie sah, daß ihr Mann sich mit dem Vorgesetzten vollständig begnügte, d. h. durchaus kein weiteres Verlangen zeigte. Gleichwohl glaubte sie trösten zu müssen: „Es werden auch wieder bessere Zeiten kommen, Uli, du mußt dich halt gedulden!“ O ja, er mit dem urgesunden Magen und der großen Bedürfnislosigkeit konnte schon warten.

Jeden Morgen und Abend begab er sich mit dem Schoppenglas in der Hand zu dem vor dem Häuschen stehenden Quellbrunnlein. „Wenn die Herrenleut',“ meinte er, „fleißig von diesem herrlichen Wässerlein trinken und hernach, bei trockenem

Wetter, in den Berg hinaufsteigen würden, brauchten sie nicht in die kostspieligen Heilbäder zu gehen. Aber freilich, sie müssen auf eine Art ihr überflüssig Geld loszubekommen suchen, hm, hm!“

* * *

Sie konnten als die eingezogensten und friedfertigsten aller Chente des ganzen großen Kirchspiegels angesehen werden und demgemäß, nach gewöhnlicher Auffassung, als ein sehr glückliches Chepaar.

Doch war das Glück, wie überall auf diesem Erdball, so auch in unserm Gwidemhäuschen kein vollkommenes.

Eines Montagmorgens, eines herrlichen Maimorgens, ließ Frau Maribeth beim Frühstück mit bewegter Stimme die Bemerkung fallen: „Heut ist Sankt Bonifaz, unseres Wilhelms Geburtstag . . .“

Wilhelm, das war ihr ehemlicher Sohn, ihr einzig Kind, von jungen Jahren an ein gar aufgewecktes Bürschchen, im Lernen seine sämtlichen Mitschüler weit übertreffend. Sowohl Lehrer als Pfarrvilar meinten: „Es wäre schad', wenn für den talentvollen Jungen nicht noch 'was weiteres geschähe!“ Desgleichen der Steinbruchbesitzer, Herr Gräfle: „Ihr müßt den Knaben in die Sekundarschule schicken.“

„Hörst du, Uli!“ rief lebhaft Mutter Maribeth. „Alle Leut', so etwas davon verstehen und es gut mit unserm Wilhelm meinen, sagen das Rämtliche. Drum wirst du, als sein Vater, nicht länger nein sagen können — gelt?“

Er aber schüttelte beharrlich den Kopf. „Ich bin auch nicht weiter in Schul' gegangen . . .“

„Und bist deshalb auch nur ein einfältiger Steinhauer geblieben!“ fiel ihm die Maribeth lächelnd ins Wort. „Mußtest dich mit niederm Lohn begnügen, während unser Jung — der sollte doch was Höheres werden!“

„Ich habe allzeit mein ehrlich Auskommen verdient, hm, hm!“ brummte der Mann.

„Ich werde,“ erbot sich Herr Gräfle, „an die Unkosten ebenfalls 'was beitragen, sodaß Eure Auslagen sich sehr gering gestalten werden.“

„Hörst du, Uli? Gib doch endlich den Widerstand auf!“

Er gab ihn wirklich auf. Zwei Jahre ging Wilhelm die Sekundarschule des nahen Städtchens und hernach ein ferneres Jahr daselbst die neu errichtete Zeichnungsschule besuchen, um sodann bei einem renommierten Marbrier in die Lehre zu treten.

Der Junge machte sich überall sehr gut.

„Lug dir seine prächtigen Zeugnisse an, Uli!“

„Mag nicht, versteh' doch nichts davon, hm, hm . . . Wollte lieber, möchte lieber, das Bürschchen tätte schaffen und mir verdienen helfen, hm, hm!“

„Gi, das wird er ja, das wird er ja, sobald er mal ausgelernt hat, wird's reichlich nachholen, zähl' drauf, Uli! Plange ich doch selbst auch darauf, du darfst mir's glauben.“

Nach zwei Jahren lehrte Wilhelm, wenigstens für einstweilen, wie er sagte, nach Hause zurück. Wer fühlte sich glücklicher denn Mutter Maribeth? „Gelt, Uli, wie groß er geworden ist, so groß, schlank und hübsch!“ — „Hm, hm!“ — „Und erst die seinen Wänglein und das junge dunkle Schnauzbärtchen und das schwarze Kraushaar . . . Kein Wunder, daß die Dorfmädchen gestern auf dem Kirchgang sich nach ihm schier die Hälse ausreckten!“

Was Vater Uli, mit dem Reinigen seiner Maserpfeife beschäftigt, darauf erwiderte, war nicht recht verständlich . . .

Nach einer Weile begann Frau Maribeth von neuem:

„Er, unser Wilhelm, ist nun an guten Tisch, Fleischspeisen und dergleichen gewöhnt, begreiflich! Wird sich halt mit unserer einfachen magern Kost nicht mehr begnügen wollen!“

„Natürlich, so ein Herrlein!“

Ohne den aus diesen Worten herausklingenden Spott zu beachten, fuhr jene fort: „Drum — ich hab' darüber mit Herrn Gräfle geredt, er ist gern bereit, ihn, unsern Wilhelm, gegen geringe Vergütung an seinen Mittagstisch zu nehmen.“

„Herrentisch begreiflich, hm, hm!“ brummte ihr Mann.

Mutter Maribeth dachte bei sich: Man muß ihm verzeihen, versteht es halt nicht besser, ist nie in der Welt drauß' gewesen.

Die erste Arbeit, die der junge Marbrier im Dienst seines nunmehrigen Brotherrn auszuführen hatte, bestand in einem gemeißelten, herrschaftlichen Wappenschild und sodann in dem Grabmal für den verstorbenen Ortspfarrer. Und als dieses auf dem Gottesacker aufgerichtet war, sagte alle Welt bewun-

¹⁾ Kirchweihfest. ²⁾ Butterkücklein. ³⁾ Kirschengeist.

dernd: „Dieser glänzende Schliff, der herrliche steinerne Kranz, die prächtige goldene Inschrift — dieser Wilhelm ist wirklich ein Künstler!“

Herr Gräfle äußerte sich dahin: „Es war mir meistenteils darum zu tun, zu zeigen, welch prächtiges Baumaterial mein Steinbruch enthält: Kalksteinlager, die dem Marmor nur wenig nachstehen.“

„Hörst du, Uli, der Leute hohes Lob?“ sagt Mutter Mariabeth hocherfreut.

„Ich tät bald lieber was anderes hören und sehen, hm, hm!“

„Et, was denn?“

„Wie viel der junge Mußjöb von seinem hohen Verdienst in die Haushaltung abgibt!“

„Ja — einen Fünfliber hat er bereits gegeben — letzten Samstag. Später wird's schon noch besser kommen!“

„Und daß er auch, so feierabends und sonntags, ein wenig mehr daheim weilen tät!“

„Bei uns langweiligen, einfältigen Alten? Nein, das können wir ihm doch nicht zumuten.“

„Zu mir hat er noch nicht ein Dutzend Worte gesprochen; vielleicht weiß er nicht, daß ich sein Vater bin, hm, hm!“

„'s ist halt so seine eigene schweigsame Art — von dir erberbt, Uli! Mich dünkt, du solltest das längst gemerkt und überdacht haben!“

Beinahe gleichzeitig mit dem jungen Warbrier war auch des Hirschenwirts Töchterlein nach Hause zurückgekehrt, aus dem

Welschland, in dem es, um die Sprache zu erlernen, zwei Jahre zugebracht hatte. Ein zierliches, hübsches Jüngferchen, mit blonden Locken und blauen, schmachtenden Augen, die Freude und der Stolz ihrer Eltern. Nun hatten sie endlich eine Kellnerin, die sich vor Herren- und Bauerngästen sehen lassen durfte, eine aus eigenem Gebürt.

Bald jedoch machten sich Klagen laut: „Diese Jeanette (wie sich das ehemalige Hannchen umgetaucht hatte) beachtet uns Bauernburschen so gut wie nichts, hockt nur allzeit beim jungen Bildhauer. Wenn unsreiner ein Bierglas frisch füllen lassen will, muß er ein halbdunkelndes rufen oder pochen ... Und dieser Wilhelm selbst — wenn er schon einem Millionär sein Sohn wär, er könnte kaum stolzer und fürnehmer tun. Kennt seine ehemaligen Schulkameraden fast nicht mehr!“

Das Gerede unter den Dorfleuten über den erwähnten Gegenstand nahm beständig zu. Man hörte behaupten, erst nur vorsichtig, dann immer lauter und rüchholtloser:

„Die beiden — der junge Grabsteinhauer und des Hirschenwirts Tochter — sehen sich gern — sind ineinander verliebt bis über die Ohren. Für die, wo in den Hirschen trinken gehen, braucht es schon keinen Scharfzinn mehr, um dies zu sehen. Nur der alte Hirsch scheint, in sein Kartenspiel vertieft, nichts davon zu merken. Oder ob er und seine Frau geflüstertlich ein Aug' zudrücken? Es kann einen sehr wundernehmen!“

Auf diese Frage sollte bald eine deutliche Antwort folgen. (Schluß folgt).

Wenn die Liebe stirbt...

Skizze von Leo Wirth, Einsiedeln.

Nachdruck verboten.

Herbstsonnenschein lag über der schweizerischen Bäderstadt Baden. Etwas Süßes, Unausgesprochenes war in der Luft, ein Gefühl geheimer Sinnlichkeit und herbstlicher Reifegeneration, von aufflackernder Lebenslust und stiller, ahnungsvoller Ergebung — ein Herbstgefühl, so zart und duftig, so einschmeichelnd und süß, so todesseitig und so lebensfroh, wie es nur die letzten schönen Tage des Jahres der schlafbereiten Erde manchmal in überquellender Geberlaune zu schenken pflegen.

Es war ein Sonntagnachmittag. Draußen vor der Stadt an grüner Halde stand eine freundliche Villa im warmen Sonnenschein. Aus der purpurroten Gartenlaube von wildem Wein tönte dann und wann ein helles, fröhliches Lachen. Zwei schöne junge Menschen saßen da drinnen beisammen, scherzend, sich neckend, plaudernd und küssend — zwei Verlobte in all ihrer Freude und Überschwänglichkeit.

Sie war eine stolze, edle Erscheinung. Von dem anmutigen Haupt wallte eine Flut tiefdunkler Lockenhaare über die Schultern herab, die braunen Augen sprachen von Treue und unschuldsvoller Offenheit, und der fein geschnittene Mund trug den sanften Zug der Herzengüte und liebender Hingabe. — Kraftvoll war die Gestalt des Mannes. In seinem sonnengebräunten, starken Gesicht brannten zwei leidenschaftliche Augen, der schwarze Schnurrbart beschattete ein paar volle, genüßfrohe Lippen. Ein stolzer, geschmeidiger, prächtiger Gliederbau verriet den Soldaten.

„Ernst,“ flüsterte sie, „ich hätte noch einen Wunsch, einen recht vorrichten, einfältigen Wunsch, dessen ich mich schämen sollte, und doch . . .“

Er neigte sich lächelnd zu ihr. „Und was soll's denn sein, du liebes, schüchternes Kind? — Bitte, sag' mir's! Ich werde die Augen schließen, dich ganz gewiß nicht ansehen und auch nicht lachen. Sag's, Myra, sag's!“

„Ich — habe dich,“ begann sie zögernd, während er schalkhaft lächelnd sein Gesicht mit den Händen bedeckte, „noch nie in Uniform gesehen. Ich denke es mir so schön: du als Offizier! Lach' mich nicht aus, aber . . .“

„Nun bist du aber wirklich komisch, Myra!“ rief er lachend aus. „Ich kann dir sagen, daß ich genau so aussehe wie alle übrigen Leutnants. Wir gleichen uns in der Uniform wie ein Haar dem andern: hast du einen gesehen, so hast du alle gesehen. — Oder glaubst du etwa, daß wir mit der Uniform auch einen andern Menschen anzögen?“

„Wer weiß! — Immerhin,“ sagte sie errötend, „möchte ich dich einmal als Offizier sehen, das ist nun so eine Laune

von mir. Ich meine, auch als Leutnant müßtest du — hundertmal schöner sein als alle andern — ich . . .“ Sie errötete noch mehr und wandte sich verwirrt von ihm weg.

„Du kleines, süßes Geschöpf! Diese Schmeichelei verdient aber einen Kuß — zur Strafe!“ Und lachend drückte er einen Kuß auf ihre roten Lippen. „Uebrigens — dein Wunsch kann leicht erfüllt werden. Diese Woche ist Rekrutenaushebung hier in der Stadt. Da muß ich als Aushebungsoffizier dabei sein. Wenn du dich bemühen wolltest, nächsten Donnerstag gegen zehn Uhr morgens beim Hotel „Linde“ vorbeizupromenieren, so könne ich du deinen Ernst in all seiner Herrlichkeit als Oberleutnant bewundern und entscheiden, wen von uns Offizieren der Preis der Schönheit gebührt. — Kommt du?“

„Ja, ich komme!“ rief sie aus, und wieder tönte fröhliches Lachen aus der roten, sonnenbestrahlten Gartenlaube.

* * *

Ein trüber Morgen. Die Nebel schlüchten im Tal; von den halbentblätterten Bäumen troff der Tau. Auf dem Turm der Burgruine Stein hing schlaff eine rotweiße Fahne. In der Stadt war's still und öde; nur dann und wann knarrte ein Fuhrwerk durch die engen, krummen Straßen.

Reges Leben aber entwickelte sich auf dem Platz vor dem Gasthof zur „Linde“. Junge Burschen aus allen Dörfern der Umgegend kamen an, lachend, frisch und sorgenfrei, zum Dienst fürs Vaterland bereit. Es war eine bunte Gesellschaft, meist Bauernjöchne, darunter auch vornehm sich gebärdende „Städter“ aus dem benachbarten kleinen Mellingen, hochmüttige Studenten und schlicht gekleidete Fabrikarbeiter.

Gegen zehn Uhr trat ein hochgewachsener Offizier aus der breiten Tür der „Linde“, von einigen jungen Leutnants gefolgt. „Herr Auner, der Oberleutnant!“ ging ein Geschnatter durch die Gruppen. Die Trommel schlug. Die jungen Leute mußten sich auf zwei Glieder einstellen. Es erforderte Mühe, diese Aktion durchzuführen, und mancher Fluch der ungeduldigen Offiziere gab den armen Rekruten einen Vorgeschnack des Soldatenlebens. Endlich! In zwei Reihen aufgestellt, flott ausgerichtet, standen sie in Achtungstellung mit erwartungsvollen Mienen da. Vor der Front schritt der schöne Oberleutnant auf und ab, die jungen Leute scharfen Blickes mustern.

Möglich blieb er stehen. In der vordern Reihe war ihm ein buckliger, verkrüppelter, fast kinderhaft und doch unnatürlich alt ausschender Mensch aufgefallen, dessen Gesicht von Geschwüren bedeckt war und der, wie ein fremdes frisches Gewächs